

Nadine Gordimer Niemand, der mit mir geht



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2650

Südafrika ist im Umbruch. Die Apartheid ist aufgehoben, und das Land bereitet sich auf die Machtübernahme der schwarzen Mehrheit vor. Die Juristin Vera Stark arbeitet in einer Stiftung, die seit Jahren versucht hat, willkürliche Umsiedlungen schwarzer Gemeinden zu verhindern. Die Ehe Vera Starks gilt als sehr glücklich. Ihr Mann, ein Künstler, ist Unternehmer geworden, um seiner Frau eine gesicherte Zukunft bieten zu können. Aber gerade dieses Sicherheitsdenken untergräbt seine Beziehung zu Vera. Die läßt sich immer stärker in die Politik des neuen Südafrika hineinziehen, fasziniert vom Neubeginn des Landes und von Zeph Rapulana, der für sie diesen Anfang verkörpert. Fast instinktiv versucht auch sie, sich von den Fesseln der Vergangenheit zu lösen.

Didymus und Sibongile Maqoma sind alte Freunde der Starks, die nun aus dem Exil zurückkehren. Didymus war eine führende Gestalt im Guerillakampf des ANC. Der Kämpfer hat große Schwierigkeiten, sich dem neuen, friedlichen Südafrika anzupassen. Nicht er, sondern seine Frau Sibongile macht Karriere in der Bewegung – sie tritt als schwarze Politikerin hervor, während er sich mehr und mehr in die Vergangenheit zurückzieht. Ihre Rollen haben sich verkehrt. Bis Sibongiles Name auf einer Todesliste auftaucht...

Nadine Gordimer, 1923 in Spring (Transvaal) geboren, gilt als eine der bedeutendsten Autorinnen der Gegenwart. Mit Furchtlosigkeit und großem Beharrungsvermögen trat sie für die Abschaffung der Apartheid in ihrem Heimatland ein. In Romanen, Erzählungen und Essays schuf sie einen Spiegel der südafrikanischen Gesellschaft.

Nadine Gordimers Gesamtwerk wurde 1991 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrem Mann, Reinhold Cassirer, in Johannesburg.

Nadine Gordimer
Niemand, der mit mir geht

Roman

Aus dem Englischen von
Friederike Kuhn

Suhrkamp

Titel der englischen Originalausgabe:
None to Accompany Me
© 1994 Bloomsbury Publishing, London
Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum

suhrkamp taschenbuch 2650
Erste Auflage 1997
© 1995 Berlin Verlag
Verlagsbeteiligungsgesellschaft mbH & Co KG, Berlin
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Berlin Verlag
Verlagsbeteiligungsgesellschaft mbH & Co KG, Berlin
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-39150-1

2 3 4 5 6 7 - 16 15 14 13 12 11

Für Roland Cassirer

Wir dürfen nie fürchten, zu weit zu gehen,
denn die Wahrheit liegt jenseits dessen.

Marcel Proust

Niemand, der auf diesem Pfad mit mir geht:
Einbruch der Nacht im Herbst.

Basho,

Japanischer Dichter
des 17. Jahrhunderts

Gepäck

Und wer war das?

Es gibt immer jemanden, an den sich keiner mehr erinnert. In dem Gruppenfoto nehmen nur jene, die inzwischen prominent oder berüchtigt geworden sind oder deren Gesichter durch gemeinsam Erlebtes zurückverfolgt werden können, Raum und Zeit ein, glänzend verflacht.

Wer könnte das gewesen sein? Die baumelnden Hände und die ordentlich für die Kamera zusammengestellten Füße, das Halblächeln im Profil, den Kopf der Persönlichkeit zugewandt, die der Mittelpunkt des bewahrten Moments sein sollte. Es ist im Grunde ein Einzelbild, zu einer höheren Intensität entwickelt. Am Rande dieses Brennpunktes ist noch etwas, eine Anfügung, man könnte sie bei der Vergrößerung auch weglassen, da die periphere Gestalt im Akt des Erkennens und in der besonderen Erinnerung, die das Foto auslöst, keine Bedeutung hat.

Wenn aber jemand käme, der – warte mal! – die Gestalt erkennen würde, an die sich niemand erinnert, dann würde sich sofort eine andere Lesart des Fotos entwickeln. Etwas anderes, eine andere Bedeutung wäre da; das, was damals, auf dem Weg, auf sich genommen wurde, wäre wieder gegenwärtig. Etwas Geheimes vielleicht. Das so unscheinbar eingefangen wurde.

Vera Stark, mit ihrer Anwaltsausbildung und dem Ordnungsdrang, der mit dem Altern kommt, stieß auf ein Foto, das sie seit langem zusammen mit allem, was sie in den verschiedenen Neuanfängen der Jahre abgelegt hatte, weggeworfen glaubte. Aber es war kein Bild, das sie übersehen hatte. Es war das Foto, das sie ihrem ersten Mann während des Krieges in sein Offiziersquartier in Ägypten geschickt hatte – während ihres Krieges, des richtigen Krieges, nicht

jener Kriege, die ihm folgten und die ohne Siegesparaden kamen und gingen. Er mußte das Foto aufgehoben haben. Mußte es in seiner Feldausrüstung mit zurückgebracht haben. Es war eine Ansichtskarte – die Ansichtskarte, die sie ihm von einem Ausflug in die Berge geschickt hatte; ein Foto der kleinen Feriengruppe von Freunden, mit denen sie gefahren war. Was sie auf die Rückseite geschrieben hatte (sie drehte das Foto jetzt um, als höbe sie einen alten Stein), waren die üblichen telegrafischen paar Zeilen, die sie hingekritzelt hatte, während sie die Briefmarke kaufte – das Wetter wunderbar, sie kletterte, wanderte Meilen pro Tag, schwamm in kleinen, sauberen Teichen, das Hotel so, wie er es kannte, aber ziemlich runtergekommen. Grüße von diesem oder jenem – denn die, die da untergehakt standen, waren ihre gemeinsamen Freunde. Es gab nur ein neues Gesicht: ein Mann zu ihrer Linken, dem sie einen Kreis um den Kopf gemalt hatte. Sie nannte ihn in einer Zeile, die senkrecht neben ihren Bericht vom Wetter gequetscht war, beim Namen.

Was auf dem Rücken des Fotos geschrieben stand, war nicht ihre Botschaft. Ihre Botschaft war der Tintenring um das Gesicht des Fremden: dies ist das Bild des Mannes, der mein Liebhaber ist. Ich bin in ihn verliebt, ich schlafe mit diesem Mann, der neben mir steht; siehst du, ich bin offen und ehrlich zu dir.

Ihr Mann hatte nur den Text auf der Rückseite gelesen. Als er nach Hause kam, verstand er nicht, daß er nicht zu ihr zurückkehren konnte. Sie verteidigte sich, überrascht, wieder und wieder: »Ich hab's dir doch gezeigt, ich hab sein Foto neben mir umkringelt. Ich hab geglaubt, daß wir uns zumindest so gut kennen... Wie konntest du das nicht verstehen! Du wolltest das nicht verstehen.«

Aber ja, er mußte es in aller Unschuld mit seinen anderen Souvenirs zurückgebracht haben, den Dingen aus seinem Krieg. Er brachte es mit, und hier war es, war irgendwie

nicht zerrissen oder fortgeworfen worden, als sie im praktischen Teil der Scheidung ihre Besitztümer aufteilten. Fünfundvierzig Jahre später sah sie das Foto wieder an, sah in seiner Existenz – es hatte in einem Regal unter einigen alten Plattenhüllen gelegen und war so zu ihr zurückgekommen –, daß dies die Wahrheit war: die Existenz seiner Unschuld, für immer.

Vera und Bennet Stark gaben an einem ihrer Hochzeitstage eine Party, es war das Jahr, in dem die Gefängnisse geöffnet wurden. Es war eine Zeit des Feierns; Abordnungen von Sportvereinen, von Müttervereinigungen standen mit zusammengetriebenen Schulkindern vor Nelson Mandelas altem Soweto-Häuschen und warteten in einer Schlange darauf, ihn zu umarmen, während ausländische Diplomaten sich händeschüttelnd mit ihm filmen ließen. Die Starks sind schon so lange verheiratet, daß sie gewöhnlich aus ihrem Hochzeitstag keine Affäre machen, aber manchmal bot sich der Tag an, Einladungen zu erwidern, alle gesellschaftlichen Schulden auf einen Schlag zu begleichen, wie Vera es ausdrückt, und in diesem Jahr insbesondere schien er ein guter Anlaß, noch darüber hinauszugehen: sich und ihren Freunden eine Entschuldigung dafür zu liefern, ein wenig in der Euphorie zu baden, die, wie sie wußten, nicht anhalten konnte. Aber sie hatten das Recht, jetzt zu feiern, nach Jahrzehnten, in denen sie auf das, was jetzt geschah, hingearbeitet hatten, ohne Erfolg. Nun aber war der Wandel plötzlich da, hatte sich lebendig aus der langen Totenstarre erhoben. Gekommen waren ihre Freunde aus der Juristischen Stiftung, natürlich; daneben weiße Männer und Frauen, die in den Kampagnen gegen Haft ohne Prozeß, gegen erzwungene Umsiedlungen von Gemeinden, gegen ein Wahlrecht, das die Schwarzen ausschloß, aktiv gewesen waren; Studentenführer, die streikende Arbeiter unterstützt hatten,

standen im Garten unter einem Baum zusammen und tranken Bier aus Dosen; ein paar militante schwarze Geistliche und ein weißer Pastor, der wegen seiner ketzerischen Verdammung der Rassentrennung exkommuniziert worden war; ein schwarzer Arzt, der junge Militante, die in Straßenkämpfen mit Polizei und Armee verletzt worden waren, versteckt und behandelt hatte; schwarze Gemeindeführer, die Boykotts angeführt hatten; einer oder zwei der weißen Denkmäler von den Straßentreffen der alten Kommunistischen Partei, aus dem passiven Widerstand der Fünfziger und den Demonstrationen der Congress Alliance, aus den Komitees dieser oder jener Frontorganisation zur Zeit des Banns, Leute, die in vielen Verkleidungen überlebt hatten. Und einige fehlten. Jene, die noch im Untergrund und nicht überzeugt waren, daß es schon sicher war, wieder aufzutau-chen. Die Verhandlungen mit der Regierung über die Straffreiheit für politische Aktivisten waren nicht abgeschlossen. Einer aus dieser Gruppe erlaubte sich einen Überraschungsauftritt – ein Kabarettstückchen spät in der Nacht, er platzte in einem purpur- und gelbgeblühten Hemd in die Gesellschaft, übermütig unter dem Schirm einer schwarzen Lederkappe grinsend. Seine Kampfbrüder über Grund umarmten ihn wie im Ringkampf, man boxte ihm freundschaftlich auf die Oberarme, und die Gastgeberin reagierte so, wie sie es früher getan hatte, wenn ihr Sohn aus dem Internat nach Hause kam und sie nicht wußte, wie sie ihm ihre Bewegung zeigen konnte – sie trug das Beste an Essen und Trinken herbei.

Die Anwesenheit dieses Sohnes hatte die Party bereits zu etwas Besonderem gemacht – Ivan war zu Besuch aus London da, wo er es zu einem erfolgreichen Banker gebracht hatte. Mit seiner Aura – er trug das, was man in der Jermyn Street Freizeitkleidung nannte, eine seidenweiche Lederjacke, eine Krawatte von Liberty und Slippers mit Troddeln – war er eine nicht zugegebene, aber defensiv aufgenom-

mene Peinlichkeit für seine Mutter (sein Vater zeigte ohnedies nie Gefühle). Sie erhielt die Illusion aufrecht, er wäre einer der Kollegen oder Genossen. Immerhin hatte er ein Flugzeug nehmen müssen, um nach Hause zu kommen. Sollte die Party für ihn ebenso gemeint gewesen sein wie für die Feier einer dauerhaften Ehe (und wer sollte sich aus dieser außerordentlichen Ära daran erinnern, was zu was geführt hatte), so entwickelte sie sich zu einem geheimen Willkommen für einen der rätselhaften Freunde seiner Mutter. Die Musik begann die Wände zu erschüttern und in den Garten hinauszuziehen; politische Streitgespräche, Trinken und Tanzen gingen bis drei Uhr morgens weiter. Ivan tanzte wild, lachend, mit seiner Mutter; es war, als ob ihre Ähnlichkeit ein gemeinsamer Boden für sie wäre. Als der Mann, der aus dem Untergrund heraufgekommen war, so plötzlich, wie er gekommen, verschwunden war, woher und wohin, würde niemand fragen, war es, als hörte die Musik plötzlich auf. Er hinterließ eine seltsame, hohle Stille: das Echo all jener Jahre, die nun endeten, die Stille der Gefängnisse, des Verschwindens, des Exils und, für einige, des Todes. Vorbei? Die Gäste, die nach Hause fuhren, um zu schlafen, die Gastgeber, die schmutzige Gläser einsammelten, konnten sich die Frage nicht beantworten.

Als es um zehn Uhr abends klingelte, öffnete Vera die Tür – damals, in der Vierzigern, hatte man noch keine Angst vor Überfällen. Noch in seiner Uniform stand er vor ihr, er war gekommen, um nach Schlüsseln zu suchen, die er in dem Gepäck, das er mit ins Hotel genommen hatte, nicht finden konnte. »Kann meine Koffer nicht abschließen, verdammt ärgerlich, alles liegt noch irgendwo rum...« Er brauchte sich nicht dafür zu entschuldigen, daß er um diese Zeit unangekündigt auftauchte, da er natürlich ihre Gewohnheiten kannte, sie blieb immer lange auf. Manchmal war er noch

lange, nachdem er ins Bett gegangen war, aus dem ersten Schlaf erwacht, weil er ihre Fußsohle sein nacktes Bein hinuntergleiten fühlte.

Sie ließ ihn ein paar Momente vor der Tür stehen, als wäre er ein Vertreter, und ging ihm dann voraus in ihr altes gemeinsames Wohnzimmer, das nun allein ihres war. Er wühlte in den Schreibtischfächern herum; sie stand da und sah ihm zu. Er hätte ein Schlosser sein können, der eine Leitung reparierte. Sie machte ein paar beiläufige, leise Vorschläge, wo die Schlüssel sein könnten. Er war darauf vorbereitet gewesen, in der zivilisierten Art, die unter ihnen dreien bereits etabliert war, ihren Liebhaber mit dem dicken, glatten schwarzen Haar zu treffen, Haar wie das Fell eines Tieres, eines Panthers vielleicht, und mit den klar geschnittenen Lippen und den heruntergezogenen Mundwinkeln – wie konnte es sein, daß er diese auffälligen Züge auf dem Foto nicht wahrgenommen hatte? Armer dummer Kerl, so vertrauensselig! Aber der Liebhaber war nicht da, oder er war noch nicht »nach Hause« gekommen.

»Vielleicht sind sie in der (er sagte nicht ›meiner‹) Kommode im Schlafzimmer – ich hab da ein paar Sachen liegenlassen, von denen ich meinte, daß du sie vielleicht brauchen kannst. Macht's dir was aus, wenn ich da reingeh'?«

Er wandte sich ihr höflich zu.

Sie legte die gestreckten Finger ihrer Hände plötzlich in einem V über den Mund und konnte ein prustendes Lachen nicht unterdrücken.

Er lächelte, das Lächeln wurde breiter, brachte eine Leichtigkeit zwischen sie wie Ringe auf eine gestörte Wasseroberfläche.

Sie gingen zusammen hinein. Sie tat so, als wäre ihr Bett nicht da, sie ging an ihm vorüber, als erkennte sie es nicht, und zog Schubladen für ihn heraus. »Ich bin noch nicht dazu gekommen, das durchzugehen.«

Er hielt Papiere hoch. »Deine alten Schulzeugnisse, ob

du's glaubst oder nicht. Ich dachte, du wolltest sie vielleicht aufheben.«

»Großer Gott, wozu? Ich hätte sie bestimmt weggeworfen, du mußt sie irgendwohin gelegt haben.«

Sie machte eine abweisende Geste, nicht interessiert.

»Vielleicht hab ich sie irgendwann vor dir gerettet. Willst du immer noch Anwältin werden?«

Ihr Kinn zuckte energisch nach unten, mit dem Nachdruck eines Kindes, dessen Entschlossenheit mit Worten nicht auszudrücken ist. Und zugleich lenkte sie diesen Einbruch vergangener Vertraulichkeit beiläufig ab. »Warum bist du noch in diesem Aufzug?«

»Noch nicht entlassen.«

Vielleicht war die Bemerkung gar nicht so beiläufig; vielleicht war sie die unbewußte Abwehr eines Unbehagens, das sie sich selbst nie eingestanden hatte – »dieser Aufzug«, auf den sie sich bezog, als wäre er eine Art Faschingskleidung, war von ihrem Zivilisten-Liebhaber nie getragen worden.

Zwischen ihnen wuchs die Stille, die eintritt, wenn es nichts mehr zu sagen gibt. Nichts mehr zu sagen über ihre jugendliche Liebesaffäre, ihre Heirat mit siebzehn, ihre unbeholfenen Versuche, in einer Ehe erwachsen zu werden, die vom Krieg unterbrochen worden war. Geistesabwesend zog er die Jacke mit den Schulterstücken und Abzeichen, dem Streifen der Gefechtsauszeichnungen, aus und warf sie auf einen Sessel. Er hockte sich hin, um durch die untersten Schubladen der Kommode zu gehen. Sie öffnete ein Fenster, wie um zu sagen, daß die Nähe im Zimmer ein Mangel an frischer Luft sei.

Mit verschränkten Armen stand sie da, sah zu, wie er Papiere in geordneten Stapeln beiseitelegte. Vor ihr sein Rücken, dessen Muskeln sich unter dem gestrafften Stoff des Hemdes bewegten, der sonnenverbrannte Nacken und das kurzgeschnittene helle Haar, die ausdrückten, daß er sich

ihrer Gegenwart nicht bewußt war, die Wärme seines Körpers, die den Geruch eines sauberen, gebügelten Hemdes freigab – sie konnte nicht glauben, was das an Gefühlen in ihr auslöste. Sie floh davor in die Küche und goß zwei Gläser mit Fruchtsaft ein. Aber als sie das Tablett hob, ging sie ins Wohnzimmer, nahm eine Flasche Whisky, kehrte in die Küche zurück und goß den Alkohol langsam in zwei neuen Gläsern über das Eis. Sie ging wieder ins Schlafzimmer, harmlose Wörter in Bereitschaft: Ich glaub, du kannst was zu trinken gebrauchen. Aber als sie sich diesem warmen, duftenden Rücken näherte, vergessen, vertraut, neuentdeckt, berührte sie die Schulter mit der Hand, die das Glas hielt. Er blickte sich bei der Berührung um und hob die Augenbrauen zum Dank für den willkommenen Drink, richtete sich, das Gewicht auf eine Handfläche gestützt, auf.

Sie tranken.

Nichts zu sagen.

Sie versuchte, die Ablenkung des Alkohols in ihrem Blut das ungewollte, unvernünftige, allen Umständen widersprechende Beharren ihres Körpers überwinden zu lassen. Aber sie konnte nicht verhindern, daß es ihn erreichte, während der Körper- und Seifegeruch seines Hemdes von ihm zu ihr drang. Es überraschte ihn; sein Gesichtsausdruck veränderte sich, Widerstand und Schmerz glitten darüber hin, aber schnell. Er nahm ihr das Glas aus der Hand und stellte es hinter sich ab. Sie standen da, die Arme hilflos an der Seite, sahen einander in unruhiger Widersprüchlichkeit an. Er zog sie an sich, ihr Gesicht in den Duft seines Hemdes gedrückt. Zum ersten Mal seit zwei Jahren liebten sie einander, auf dem Boden zwischen den Papieren, nicht im Bett, wo sie jetzt mit ihrem Liebhaber hingehörte.

Und was, wenn der Liebhaber plötzlich hereingewandert wäre, er mußte Schlüssel haben, welche Richtungsänderung hätte sich dann ergeben?

In der Scheidungsvereinbarung wurde Vera das Haus zugesprochen, und ihr Liebhaber Bennet Stark wurde am Tag nach der endgültigen Scheidung ihr Ehemann. Sie gab den Kribsjob als Sekretärin für einen Mann aus dem Kreis, in dem sie sich in ihrem früheren Leben bewegt hatte, auf, trat als Anwaltsgehilfin in eine Praxis ein und begann an der Universität Jura zu studieren. Es gab keine Kinder aus der ersten Ehe, und da sie mit ihrem Liebhaber in der Gewißheit zusammengelebt hatte, daß sie bald würden heiraten können, war sie bereits schwanger, als sie die Ehe schlossen. Das Kind – es war Ivan – wuchs in ihr heran, ihr Liebhaber war ihr nun als rechtlicher Besitz sicher, sie arbeitete und studierte, um den Ehrgeiz zu befriedigen, von dem sie in der rosigen fraulichen Unterwerfung einer ersten Ehe abgelenkt worden war, ein Ehrgeiz, den sie schon als Schulmädchen gehabt hatte. Singend stampfte sie schwer durch das Haus. Nachts in den Armen ihres erwählten Mannes sah sie im Dunkeln all die Möglichkeiten ihres Lebens, und die Refrains der präzisen juristischen Formulierungen, die sie lernte, zogen sich angenehm wie Girlanden vor dem Einschlafen durch ihren Kopf. Sie betrachtete ihr Glück als bewußt und endgültig. Einmal, in den ersten Monaten, als sie mit ihrem Liebhaber als Ehemann in der Öffentlichkeit auftrat, wandte sich eine Frau, die sie nicht kannte, mädchenhaft an sie: » Wer ist der schrecklich gutausschende Mann, der da mit der Frau im roten Kleid redet? «

Er – ihrer. Manchmal, wenn sie vor ihm aufwachte, richtete sie sich vorsichtig auf einem Ellenbogen auf, um sein Profil anzusehen, die roten, abgeschrägten Schnörkel seiner geschlossenen Lippen, die delikate Höhlung neben dem hohen Kamm seiner schön geschwungenen Nase, den klaren schwarzen Umriß, den sein Haaransatz gegen die weiße Stirn und die Schläfen bildete, und, wie widergespiegelt, dessen blauer Schatten, den dunklen Bart, der unter der Haut des feingeschnittenen langen Kiefers wuchs. Wenn er